

Stadt als "Intérieur"? : Malls in New York

Autor(en): **Sack, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **77 (1990)**

Heft 6: **Allerwelt-Orte = Lieux anonymes = Everybody's places**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-58383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stadt als «Intérieur»?



1

1 2

Javits Convention Center, ein Raum 70 × 70 × 50 m /
Convention Center de Javit, un volume de 70 × 70 × 50 m /
The Javits Convention Center: a space of 70 × 70 × 50 m

Malls in New York

Zu ihrer Verbreitung hat ein Bonus beigetragen, der neben ökonomischen Vorteilen ein Surplus an Repräsentation verspricht. Ein Bauherr, der in New York eine Mall realisiert, darf aufstocken: 20 Prozent mehr Stockwerke. Vom Handel mit städtischen Räumen scheinen die Bauherren mehr zu profitieren als die Stadt. Wo «Öffentlichkeit» Pflicht und Tauschwert ist, tut sie sich schwer, mehr als Anschein zu sein.

Malls à New York

Leur multiplication a été favorisée par un bonus permettant un surplus de représentation à côté d'avantages économiques. Un maître d'ouvrage réalisant un mall à New York acquiert le droit de surélever: 20 pour cent d'étages en plus. Les promoteurs immobiliers semblent mieux profiter du commerce de l'espace urbain que la ville. Là où le «caractère public» est obligatoire et valeur d'échange, il a peine à être plus qu'une apparence.

Malls in New York

Their spreading has been furthered by the bonus, these malls promise in addition to economic advantages: a surplus of representational opportunities. A building contractor realizing a shopping-mall in New York may add more than the usual number of stories: in fact 20% more. Indeed, contractors seem to profit more from urban spaces than the town itself. Wherever "public-mindedness" is an obligation and serves to barter, towns often do little more than save appearances.

Das Vista-Hotel steht zu Füßen des Welthandelszentrums, ein leicht gewinkelter Riegel, der aussieht, als halte er die beiden einhundertzehn Meter hohen Türme in der windigsten Ecke New Yorks zusammen. In der Lobby, die viel zu schwülstig ist, um gemütliche Empfindungen aufkommen zu lassen, setzte sich neulich ein Mann in Schal und Mantel ans Klavier, fast unbemerkt. Man sah ihm an, dass er nicht zur Kundschaft des Hotels gehörte. Zuerst strich er über die Tasten, sah sich scheu um, dann fing er an zu spielen, nicht zu schnell, als wollte er sich keinen falschen Ton zuschulden kommen lassen. Man spürte, dass ihm stumm die Sympathie der Leute zuflog, vielleicht, weil er etwas ganz Gewöhnliches getan hat: Ein öffentliches Instrument fordert zu öffentlicher Benutzung auf.

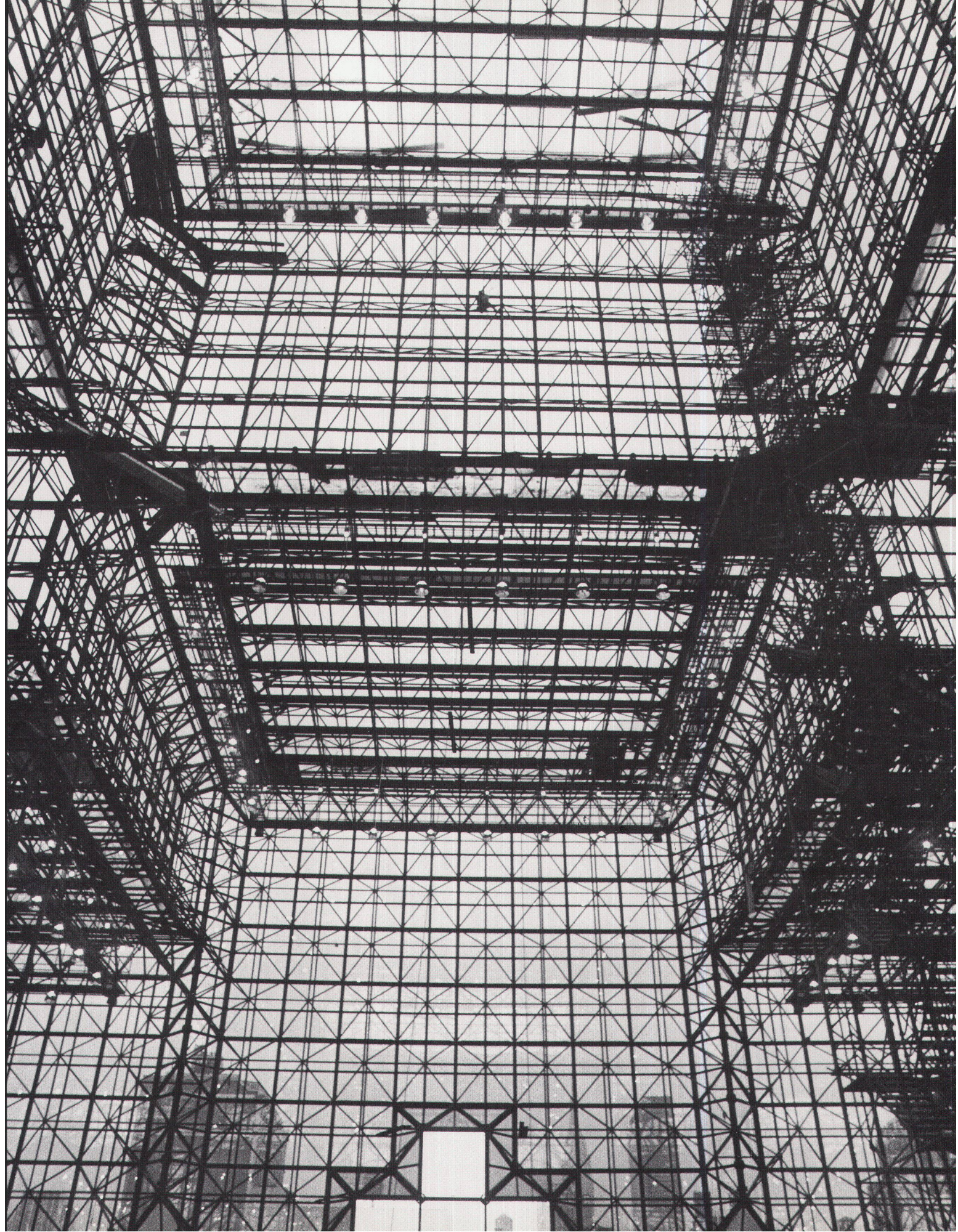
Tags darauf betrat ich ein Hochhaus bei der Grand Central Station. Es gehört zu den öderen Kreationen der Stadt und stellt, obwohl man es in eine polierte büffelrote Granithülle gesteckt hat, nichts weiter als einen getürmten Haufen Büros

dar. Die Bank of America hat sich darin, um der gewählten Bezeichnung «Plaza» zu genügen, einen 28stöckigen Lichthof geleistet, bis ans Glasdach hinauf: eine ausladende Lobby im Hochparterre, zu dem man von draussen hinaufsteigen muss. Von den Emporen wächst nicht besonders illustres Grünzeug herab; in granitgepanzerten Beeten blühen weisse Astern; grosse, bizarre Drahtnetz-Mobiles versuchen vergeblich, in Bewegung zu kommen. Im Mezzanin, hinter einer Glasscheibe, sah ich Männer in mehreren Stuhlreihen sitzen, gebannt irgend etwas verfolgend. Einen Redner? Einen Film? Doch nicht eine Tänzerin? Vermutungen, die das musisch beflissene Interieur nahelegen könnte. Denn natürlich hörte man auch Musik. Sie kam von einem roten Konzertflügel, «Tea for two» und das Albumblatt «An Elise» waren auch dabei. Jedoch, sie starrten wie gebannt auf eine grüne Wanderschrift mit Börsenkursen.

Also: Eine Geldvermehrungsanstalt leitet ihre Kundschaft durch ihr Entrée nicht einfach an einem Portier vorbei an

die Fahrstühle, damit sie rasch ihr Ziel erreichen, sondern lockt «Leute» herein in ihre Lobby, die eine Eingangshalle ist, fast so gross wie das ganze Grundstück, mit einem Glasdach im 28. Stock, so wie der Hotelarchitekt John Portman aus Atlanta es ihnen allen vorgemacht hat; man arrangiert Gewächse, Kunstwerke und ordert auch etwas Musik. Philanthropie? Vorsichtig: Mit einer «Plaza» als einem – vom Gesetz so gedeuteten – Geschenk eines Bauherrn an die Öffentlichkeit erwirbt dieser Bauherr sich einen Bonus von zwanzig Prozent mehr Stockwerken.

So einfach erklärt sich die allmählich immer monumentaleren Dimensionen annehmende Mode der Lobbys und der Glashäuser und der Glaspaläste, deren grösster in New York auch die allergrösste Vorhalle hat, 1986 ist sie in Gebrauch genommen worden: Sie eröffnete, selber fünfzehn Stockwerke hoch aufragend, ein gewaltiges neues Messe- und Kongresszentrum am Hudson, das Jacob K. Javits Convention Center, und ist darin selber der höchste Raum: siebzig Meter im Qua-





3

3-5

Vor-, Zwischen- und Innenräume der Hochhäuser
 Jahrzehnte früher / Espaces en avant, à côté et dans les
 tours voilà plusieurs décades / Frontal spaces, gaps and
 interior spaces of the high-rises some decades earlier:
 Lever House (3), Seagram Building (4), Woolworth (5)

6

Lageplan der Innenstadt von Philadelphia: Mall an Mall /
 Un plan de situation du centre-ville de Philadelphie:
 un mall après l'autre / A map of downtown Philadelphia:
 showing shopping-mall after shopping-mall



4

drat, fünfzig Meter hoch; und mit einer Ladengalerie, die sich nach hinten fortsetzt, reicht sie durch den ganzen Strassenblock fast bis an den Hudson. Diese Empfangshalle soll natürlich nicht nur empfangen, sondern ein Ort mannigfacher Abwechslungen werden: Keine wirkliche Vorhalle mehr, die nur den Weg zu den Ausstellungshallen als den Orten des eigentlichen Geschehens bereitet, sondern ein Erlebnis für sich. Schon reden die Veranstalter vom neuen New Yorker Kristallpalast, der den alten, 1858 vom Feuer vernichteten, endlich ersetze.

Angefangen hat diese seltsame Verwandlung der Hochhaus-Vor- und -Zwischenräume Jahrzehnte früher und ganz anders.

Das grossartigste Beispiel, bis heute unübertroffen in Idee, Gestaltung und Menschenfreundlichkeit, ist ja das Rockefeller Center gegenüber der St. Patrick's Cathedral: nicht bloss eine Anzahl von Hochhäusern, sondern ein Gebäudeensemble mitsamt einem Platz, einer Allee, mit Warenhäusern und Läden. Es erwartet einen dort nach wie vor ein lebendiges, freundliches städtisches Arrangement. Im Winter läuft man auf dem Platz Schlittschuh, im Sommer trinkt man dort unter gelbweissen Sonnenschirmen Kaffee. Man fühlt sich an die Spanische Treppe in Rom erinnert.

Das nächste Beispiel gab das inzwischen als Baudenkmal geschützte Lever House an der Park Avenue, ein massvoll hohes Hochhaus. Es hatte die erste vorgehängte Glasfassade, vor allem hatte es neben sich an der Strassenecke einen öffentlichen, von einer Pfeilerarkade umrandeten Gartenhof. Wenige Jahre später verwirrte schräg gegenüber Ludwig Mies van der Rohe die Spekulanten und die Stadtplaner mit der eigensinnigen Idee, nicht jeden Quadratmeter bebaubaren Bodens zu bebauen, sondern statt dessen einen Platz vor seinem Wolkenkratzer, dem Seagram Building, zu lassen – wenn auch mehr dazu gedacht, den Blick auf die berühmte Fassade freizugeben, denn als

Aufenthaltort für Flaneure. Das war er freilich gleich von Anfang an. Dort zur Lunchzeit in der Sonne an den beiden Bassins zu sitzen ist ein von vielen genossenes Vergnügen.

Was 1958 noch Kopfschütteln gemacht hatte, ist dann aber schnell, schon 1961, in das novellierte New Yorker Zonierungsgesetz eingegangen, das Höhe und Ausmasse von Hochhäusern beschränkt. Und damit begann, ausgelöst durch eine Art von Ermutigungsparagrafen darin, das eigentliche Spektakel. Denn nun wurden dergleichen Platzgeschenke an die Öffentlichkeit öffentlich honoriert: Lässt Du der Allgemeinheit Platz in, vor oder neben Deinem Hochhaus, darfst Du an Stockwerken kräftig drauflegen. Natürlich wurde der Handel sofort unterlaufen und korrumpiert, so dass die Gegengabe der Stadt an die Baulöwen am Ende grösser war als deren Gabe an die Allgemeinheit.

Seitdem haben sich die Wolkenkratzer-Lobbys unaufhörlich vergrössert und vermehrt, unter welchem Epitheton auch: Piazza, Plaza, Gallery, Arcade, Atrium. Manchmal übernimmt man die Kennzeichnung dieser Besonderheit gleich fürs ganze Hochhaus, wie es bei der 41stöckigen «Park Avenue Plaza» der Fall ist. Und seit das immer noch einzigartige Gebäude der Ford Foundation mit seinem haus-hohen Gewächshaus-Entrée gezeigt hat, was einem Architekten dazu einfallen kann, hat es viele Nachahmer von meistens bescheidenerem Talent gegeben. Nun schlagen überall die gleichen Bäume mit den gleichen fahlen schlanken Stämmen aus, den gleichen schmalen lackgrünen Blättern der Sorte *London plane* (oder Südstaaten-Sycamore), eines Bergahorns oder des stadtfine gemachten Feigenbaums. Überall fällt, rieselt und tropft, springt, fliesst und ergiesst sich Wasser. Es tritt in Gestalt von Wassermauern auf, von Wasservorhängen, -girlanden, -treppen, von Brunnen, Bächen, Rinnsalen. Das Gestein mit seinen spiegelglatten Flächen oder seinen schick modellierten Klippen, über dem es seine

Spiele treibt, ist grau, rot oder glänzend schwarz, oft ist es Marmor, wenigstens Granit, und manchmal verdoppeln Spiegel die Lichtreflexe. Fast immer rankt es dort auch üppig rauf und runter. Und natürlich gibt es in derlei Hallen, dem Anschein städtischer Vielfalt zuliebe, an chrom- und messingblinkenden Kiosken immer auch etwas zu trinken, zu essen und zu naschen, findet man Läden möglichst ausgesuchter Branchen, Sitzbänke und leichte Stühle von, selbstverständlich, allerbestem Design.

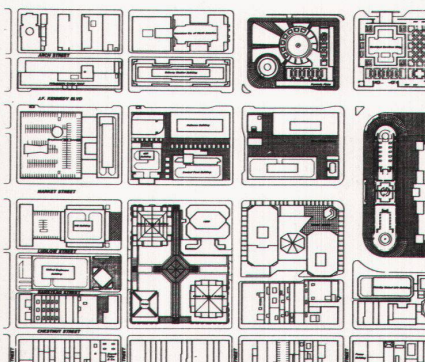
Lobbys dieser Gattung sind nicht mehr einfach Eingänge. Sie leiten nicht bloss zu den Fahrstühlen, sind nicht nur – wie im neugotischen Woolworth- oder im Art-Deco-Interieur des Chrysler Buildings oder anderen Exemplaren dieser stilvollfeinen Hochhauskultur der zwanziger, dreissiger, vierziger Jahre – ästhetische Bekundungen ihrer anspruchsvollen Bauherren. Sie sind nicht mehr nur Vorstufe von etwas, sondern selber etwas: wind- und wettergeschützte Plätze, Aufenthalts-hallen, öffentliche Treffpunkte, weitläufiger und abwechslungsreicher als je, und manchmal sind sie sogar von der eigentlichen Lobby durch Glasscheiben getrennt. Für diese Metamorphose der Lobby gibt es vor allem zwei Ursachen: erstens ist es ein Geschäft, zweitens ist es eine Wohltat, der unwirtlichen Stadt den Anschein von Wirtlichkeit zu geben, indem man ihr klimatisierte Idyllen abgwinnt.

Selbstverständlich machen sich diese öffentlichen Hallen Konkurrenz untereinander. Jede hat ihre besondere Architektur, jede ihr besonderes Interieur, ihre Atmosphäre, jede lockt mit eigenen Darbietungen. Zu den sympathischsten gehört immer noch die sechsstöckige Halle zwischen den monumentalen Pfeilern des Citicorp-Hochhauses an der Lexington Avenue, umrandet von interessanten Geschäften, originellen Restaurants, ein freundlicher, heller, nach innen gestülpter, von Strassenlärm und -dreck und -gefahren befreiter Marktplatz. Und mittags erproben sich an diesem grossstädtischen



5

Werk. Bauen+Wohnen 6/1990



6

Ort Musikstudenten mit ausgesuchten Programmen: Werbung für die Hochschule. Inzwischen locken aber auch so triste Häuser wie der Olympic Tower an der Fifth Avenue mit Musik: «Die Konzertsérie, über die ganz New York spricht!» prahlt der Hausherr für seine Durchgangshalle, die nun Arcade heisst.

Jeden Mittwoch zur Mittagszeit ruft die Firma IBM in ihren riesengrossen Wintergarten am Fusse ihres dunkelgrünen 43stöckigen Granitturmhauses: zum Kammerkonzert. Das Publikum kommt aus dem Luxusmarkt des Trump Tower und dem Kaufhaus nebenan, auch von der Strasse. Vor dem Podium, auf dem an diesem Tag die vier jungen Frauen des Andrea-Quartetts Platz genommen haben, sitzen die Leute in sechs Stuhlreihen, Pappbecher in der Hand, Pappteller auf den Knien, auch Bücher und Einkaufstaschen; man sieht sie kauen, schlucken, gucken oder dösen, manche haben ergriffene Gesichter, und über und zwischen ihnen rauscht, nein, steht ein Bambuswäldchen, das, zu zwölfen oder zwanzig gebündelt, in gerahmten Beeten wächst.

An der Seite haben sich zwei Schulklassen zum Picknick niedergelassen. Bald tollten sie herum, probieren das installierte Lehrspielzeug in der Halle aus: blasen medizinballgrosse Seifenblasen, horchen an gläsernen Geräuschorgeln, knallen unbarmherzig kleine Magnete an ein dickes Eisenpendel, um es in Bewegung zu setzen. Und vorne spielen die begabten jungen Damen, unentwegt und völlig konzentriert, so, als könnten ihnen der Krach und die grässliche Akustik der schönen Halle nichts anhaben, ein Streichquartett von Haydn, etwas aus einem Brandenburgischen Konzert von Bach. Wie erlösend, dass sie beschliessen, es bei Schuberts «Tod und das Mädchen» mit dem zweiten Satz genug sein zu lassen.

Doch IBM amüsiert seine Besucher auch im Keller, wo eine Wissenschafts- und Kunstgalerie eingerichtet ist. Wer an diesem Tag hinabging, konnte ein enthusiastisiertes Publikum dabei beobachten,

wie es in geschickt arrangierten Experimenten die Geheimnisse des Lichts zu ergründen oder sich zu erspielen suchte.

Das ist wohl das, was den Frankfurtern mit ihrer Kulturschirm am Römer im Sinn gehabt haben: Kunst im Vorübergehen, Gratisbelehrung als Spass, Kultur am Strassenrand, aktuelle Unterrichtung. Es hat ja auch etwas Sympathisches: Kammermusik am hellichten Tag, mitten in der lärmenden Grossstadt, keine Schwellenangst in diesen Reservaten, Eintritt frei. Es hat auch etwas Perverses: Kunst ohne die Chance der Konzentration an ein flüchtiges Zufallspublikum zu verschleiern. Aber es ist auch Grossstadt: anonym, geräuschvoll, anregend, unverbindlich, nervös, amüsant.

Wahrscheinlich wäre die so betont beiläufig verabreichte Gratiskultur niemals so recht auf den Weg gekommen, wenn im Zonierungsgesetz der New Yorker Bauordnung nicht eben dieser Köder ausgelegt worden wäre. Es schnappen immer mehr Firmen danach und vollführen dabei auch allerlei Verrenkungen. Dem architektonischen Ehrgeiz, den sie dabei hervorkehren, wohnt doch auch die Möglichkeit inne, ihn propagandistisch zu verwenden.

Vor Jahren erschöpfte sich die Selbstdarstellungskunst noch in möglichst grossen Skulpturen, die vor Wolkenkratzerportalen auf der Strasse liegen, zwischen Rabatten und Bassins, auf kostbar ausgestaffierten Souterrainplätzen, am Bürgersteig, mit und ohne Sockel. Neuerdings verkünden solche Strassenkunstwerke nicht mehr nur eine ästhetische, sondern auch eine praktische Botschaft, nämlich: den Passanten den Stadtaufenthalt zu versüssen, mit «anmutenden» Skulpturen und kleinen Wasserkünsten in meist recht unkünstlerischen Umgebungen. «Öffentliche Kunst», las ich jüngst von dem Künstler Scott Brown, «ist ein Kult geworden.» Öffentliche Kunst, wie er und viele andere Künstler sie inzwischen verstehen, hat immer einen Zweck, nicht zuletzt den, als eine Art von Schönheitswecker bemerkt,



7

7-9

Der Wintergarten von IBM: jeden Mittwoch ein Kammerkonzert / Le jardin d'hiver devant IBM: musique de chambre tous les mercredis / The IBM winter garden: chamber concertos on Wednesdays



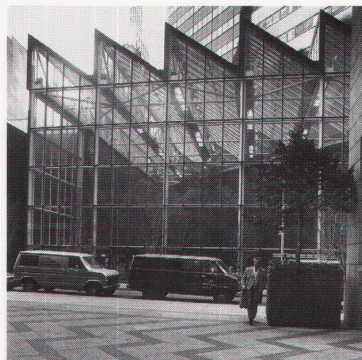
geliebt, benutzt zu werden. Sie ist nicht autonom, sondern zum Beispiel dazu geschaffen, Orte zu definieren, Leuten Spass zu machen.

Aber nun präsentiert sich bildende Kunst auch mit Vorliebe in den Lobbys, und je kostbarer sie tun, desto monumentaler. Frank Stella hat ein zwölf Meter hohes Reliefgebäude mit dem Titel «Salto nel Mio Sacco» (Spring in meinen Sack) in der Lobby des Hochhauses in der Lexington Avenue 599 enthüllt. Doch es ist bei weitem nicht das grösste. Ein zumindest grösseres findet man im Equitable-Turm in der Siebenten Avenue, einen Zwanzig-Meter-Schinken von Roy Lichtenstein, an der Stirnwand der gewaltigen Lobby aufgehängt, die als Halle vor das eigentliche Hochhaus gesetzt worden ist: als eine Art von Kunsthalle. Denn das Haus hat sich auch eine Dependence des Whitney-Museums für amerikanische Kunst ins Haus geholt – so wie die Philip-Morris-Hauptverwaltung in der Park Avenue.

Hier gibt sich der Gemäldeaal wie einer der Läden in der hinteren Wand der Lobby. Sie wiederum ist in Wirklichkeit gar keine Lobby – die ist separiert, nebenan –, sondern eine gesellige Kunsthalle, ein wind- und wettergeschützter, gastfreundlicher, schöner Platz von unauffälliger Eleganz. Eine Freitreppe führt herab, bildet ein weites, flaches Podest, es gibt Bänke und viele bequeme Bertoia-Drahtstühle. Eine Kaffeebar fällt mit ihrem feinen postmodernen Vitrinen-Szenarium ins Auge, einen der Läden betreibt ein Chocolatier. Und ringsum stehen, hängen, schweben zeitgenössische Kunstwerke aus Blech, weissgestrichener Bronze, Draht oder sommerfarbenbunt glasierter Keramik. Die Künstler heissen, unter anderen, Calder, Segal, Serra. Die Leute, denen man hier begegnet – soll man sagen: Besucher? Passanten? Flaneure? – kommen tatsächlich auch der Kunst wegen, Schulklassen darunter mit beflissen erläuternden Lehrerinnen; andere sind hier, um es warm zu haben, sich zu treffen, Kaffee zu trinken, Mitgebrachtes zu verzehren,



8



9

Totalisatorenlisten zu studieren, zu lesen. Man spürt, dass sie diese pointierte grossstädtische Anonymität gern haben. Ein Wartesaal allererster Klasse.

Das Equitable gibt sich da ganz anders. Die Lobby, in ihren monumentalen Ausmassen fast so gross wie die wunderbare neoromanische Bowery Savings Bank in der 42. Strasse, nur eben kein Nutz-, sondern nur ein verschwenderischer Repräsentationsraum, ist dreissig Meter hoch, allein das Rundportal misst vierundzwanzig. Links und rechts breitet sich in schönen Raumfluchten das Whitney-Museum mit zeitgenössischer Kunst aus, Eintritt und Kataloge frei. Der Pomp, der hier mit Architektur und Lichtensteins Zwanzig-Meter-Bild unter einem gläsernen Dach entfaltet wird, setzt sich in einer den ganzen Block durchmessenden (Kunst-)Galleria fort. «Das Equitable», wirbt die Maklerfirma, «gibt Ihnen einen neuen Grund, New York zu lieben!» Ganz oben übrigens, an der Spitze ihres unter vier Rücksprüngen wolkenwärts strebenden Büroturms, leistet sich die Firma hinter palladianischen Fenstern von siebzehn Metern Höhe einen fünfstöckigen Versammlungs- und einen ebenso pompösen Angestellten-Speisesaal: Echo auf die Lobby, die Vorhalle unten, der die Vorhalle sichtbar lästig geworden ist.

Wolkenkratzer waren, selbstverständlich, immer mehr als nur Bürobehältnisse: Demonstrationen von Macht, Reichtum, Kunstsinn. Die Rentabilitätsrechnung von Investoren endete nicht, wie sonst, mit der Bauabrechnung, sondern gar nicht: Wer wollte die Zinsen ausrechnen, die dem Empire State Building allein durch seinen Platz in der Baugeschichte der Welt seit nunmehr einem halben Jahrhundert zufließen? Es versteht sich da von selbst, dass das Baumaterial nicht nur nach Preis und Dauerhaftigkeit ausgesucht wurde. Jedoch nimmt nun, seit die «Postmoderne» die Schleusen für das Dekor wieder geöffnet hat, die Originalitätssucht zu und der Hang zu immer grösserem Pomp. Der gern zitierte «Mensch als Mass» ist hier

längst ausgestorben, man braucht nur vor dem riesengrossen romanischen Rundbogenportal von Philip Johnsons AT&T-Hochhaus zu stehen und die winzigen Passanten daran zu messen, um es zu begreifen. Niemals waren Eingänge und Lobbys so einschüchternd monumental wie jetzt – und wie auf dem Wolkenkratzer-Paradiesfeld an der Südwestspitze New Yorks, das am Hudson aufgeschüttet worden ist und den verheissungsvoll berechnenden Namen Battery Park City führt, zu sehen ist.

Neben dem doppeltürmigen Welthandelszentrum ragt das viertürmige Weltfinanzzentrum in die Höhe. Geld ist die grosse New Yorker Wachstumsbranche. Sie präsentiert sich in diesen Granit- und Glas-Wolkenkratzern, dickleibigen Burschen von behäbiger Eleganz, jeder mit einem anderen flachen Dach bekrönt, der grösste 51 Stockwerke hoch, zusammen ein charaktervoller, geschlossen wirkender Komplex, entworfen von dem Architekten Cesar Pelli. Diese Häuser geben in ihren Lobbys mächtig an, lauter aalglatte Bühnenbilder mit mächtigen Kulissen, gross wie Tanzsäle, aber darin wird weder musiziert noch laut gesprochen, nur repräsentiert: klassisch gemusterte Hallenfußböden, 27 Marmorsorten, Messingbeschläge und -rahmen, Jacquardtapeten mit grossen stilisierten Lilien, runde und quadratische Pfeiler, fast so dick wie Parthenonsäulen, dramatisch inszenierte Treppen. Alles hier ist auf gezügelte Weise kostbar und gross. Nur ist hier, was die Lobbys angeht, wieder alles beim alten: nicht mehr für jedermann, sondern für die eigene Klientel, nur gedacht zum zügigen Durchschreiten. Aber nein, sie sind doch ein bisschen mehr: Inszenierungen des Eintretens mit Hilfe grossartigen architektonischen Blendwerks.

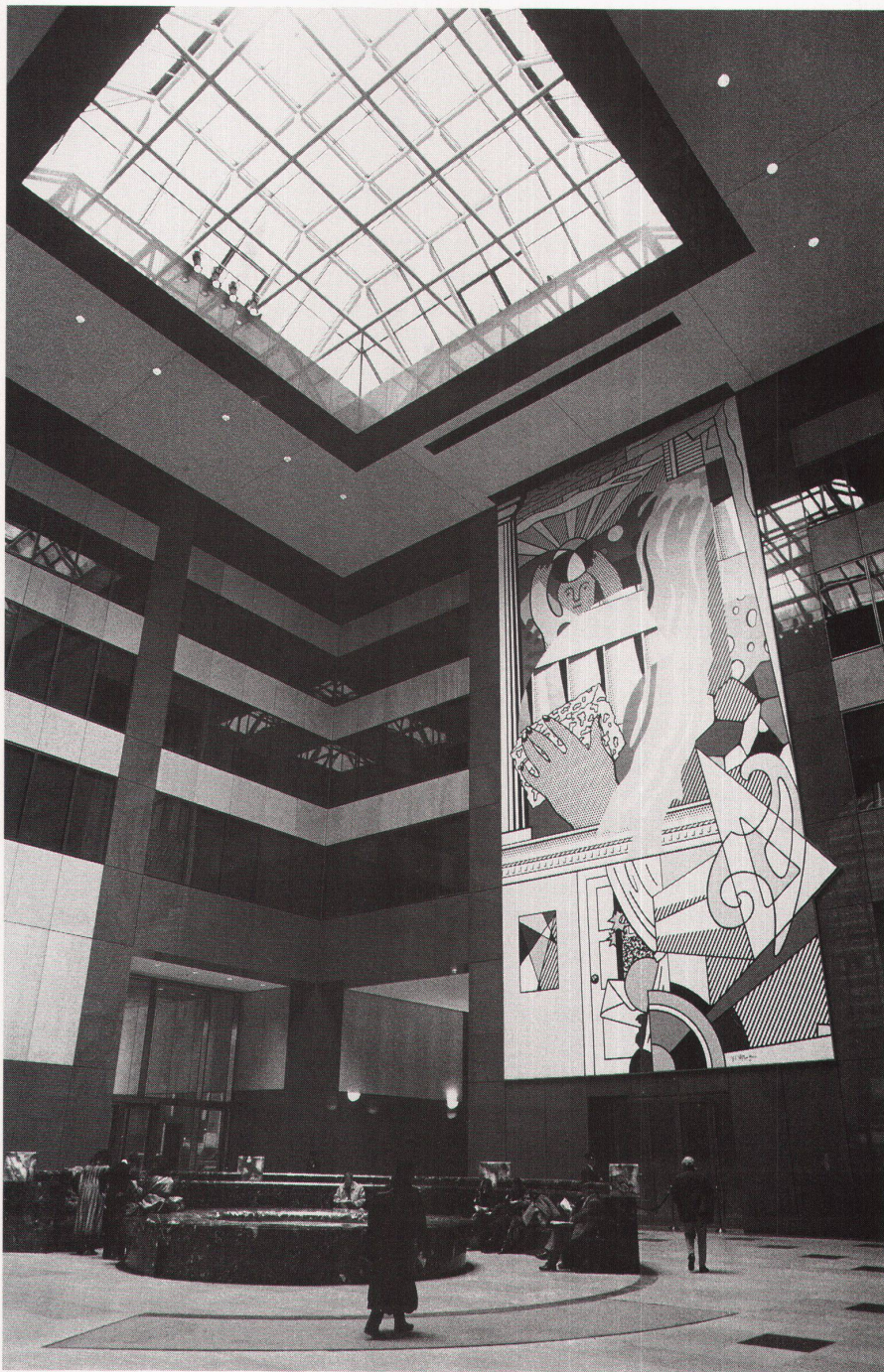
Im Dow-Jones-Building, einem der gedrungenen, nur etwa zehnstöckigen Ableger dieser vier Wolkenkratzer, gibt es den womöglich feierlichsten Eingangstempel. Er ist gross wie eine Rundkirche für ein halbes Tausend Menschen, in der

Mitte schwingt, mit asymmetrischen Flügeln, eine zweiläufige Marmortreppe hinan, sie sieht aus wie ein Hummer mit sehr ungleichen Zangen und lässt zugleich an Picasso und Balthasar Neumann denken: Post-Barock-Art-deco. Darüber wölbt sich eine flache Kuppel aus acht Segmenten, darunter antwortet ein scheinbar rundes, 24eckiges Podest. Gar keine Frage: grosse Geldoper. Bei den wenigen Leuten, die ich kommen sah, blieb die gesprächige architektonische Einladung ohne Echo: Sie nahmen in stumpfsinniger Gewohnheit sofort die Rolltreppe und verschwanden rasch im Fahrstuhl. Wer nur ein wenig länger als erwartet in diesen Hallen verharret, erregt ja auch Verdacht. «Kann ich Ihnen helfen?» fragen einen bald die beiden Mietpolizisten, und alle drei Minuten wiederholen sie sich. Schon der Verdacht, man griffe nach dem Fotoapparat, versetzt sie in fuchtelnde Aufregung.

Nein, diese feinen, aber exklusiven Lobbys sind nicht für die Allgemeinheit bestimmt – sie sammelt man seitab in einer Glashalle, die, dem Anspruch eines Weltfinanzzentrums gehorchend, auch ganz besonders gross ist, viel grösser als die von IBM, und sie hat auch kein Shed-, sondern ein gewaltiges Tonnendach aus Glas, fünf- und vierzig Meter hoch, sechzig Meter lang. Sie hat eine Freitreppe, eine Aussichtswand zum Hudson, man sieht weisen italienischen Marmor und ausgesucht schlanke üppige Palmen der Sorte *Washingtonia robusta*. Und natürlich findet man alles, was eine Halle zu einer New Yorker Plaza macht: Restaurants, Läden für dies und das, Amusements, gewiss auch Musik. Draussen ein anderer für New York einzigartiger Platz, der auch ein Park ist, der neben Gewächsen auch Kunstwerke darbietet und den Anspruch hat, selber eines zu sein. Dreissigtausend Menschen arbeiten an diesem neuen Ort New Yorks, ebenso viele hausen in den vierzehntausend teuren Wohnungen, täglich finden sich schätzungsweise dreissigtausend Besucher allein auf dem Gartenplatz am Ufer ein.

10-12
«Equitable»

Fotos: Manfred Sack



Dieser siebenunddreissig Hektar grosse neue Stadtteil liebt, selbstverständlich, seinen klingenden Namen, in dem die Verbindung der letzten Wörter wichtig ist: Battery Park City. Denn es gibt ja am Hudson viele Parteien der Stadt, die verwüestet wirken, zum Beispiel weiter oben am Hudson zwischen der 33. und der 39. Strasse.

Zum einen, um New York zu einem grossen Messegelände zu verhelfen – nun also: dem drittgrössten im ganzen Land –, zum anderen, um ein heruntergekommenes, von den Investoren gemiedenes Stadtgebiet zu beleben, ist hier der riesige Komplex des Convention Centers entstanden: von aussen ein dunkler Berg von gläsernen Würfeln, im Innern ein Kristallpalast von grosser Faszination, nachts ein strahlendes Mirakel. Entworfen wurde er von dem aus Deutschland gebürtigen James Ingo Freed, Partner im Architekturbüro Ieoh Ming Pei. Es gibt darin weitläufige Ausstellungshallen neben- und übereinander, aber die eigentliche Pointe ist auch hier: die Empfangshalle, siebzig Meter im Quadrat, fünfzig Meter hoch, eine zyklopische Lobby.

Sobald es dämmt, beginnt der Riesenklubus zu strahlen: ein Glaspalast, eine festliche Laterne, eine, die den New Yorkern leuchten wird: Bis zu fünfundachtzigtausend Gäste werden täglich erwartet. Man will kein Fachleutereservat, sondern eine Volksbelustigung. Ein kunstvoll gestalteter Platz auf der anderen Seite der 11. Avenue ist nicht nur das Entrée zum Messezentrum, er soll auch den Baulöwen den Eintritt in *hell's kitchen*, wie die Gegend heisst, erleichtern.

Und vielleicht setzt sich auch hier ein Mann oder eine Frau an einen womöglich roten Konzertflügel, der wie offenbar alle öffentlich aufgestellten Klaviere öffentliche Benutzung nahelegt, und füllt die gläserne Empfangshalle mit Musik, mit «Tea for two» oder dem Albumblatt «An Elise». Vielleicht spielen auch Streichquartette auf oder, wer weiss, tausendköpfige Bläserorchester. M.S.



Manfred Sack ist seit 1959 Redaktor der Hamburger Wochenzeitung «Die Zeit», in der der (leicht überarbeitete) Beitrag erstmals erschienen ist.